


Nr. 189. Bromberg, den 22. August. 1934.

# Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**



(22. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Alle Achtung! Wolpers waren aufrichtig erstaunt. Aber dann sagte Mariechen:

„Bloß — euer Hof liegt ja gar nicht an der neuen Straße. An der liegt doch der „Heidefrieden" dran, der voriges Jahr neu gebaut ist."

„Ach was — der „Heidefrieden" . . .", sagte Ferdinand mit einer großen Bewegung seiner Hände, die den ganzen Heidefrieden gleichsam wegzuwischen schien. Ach, der . . . Der war ja gerade gut genug, als Aushängeschild zu dienen, die Fremden anzulocken, um sie dann in das weitaus moderner eingerichtete und leistungsfähigere Cordeshaus weiterzuleiten. Natürlich, manche Fremden würden vielleicht erst einmal im Heidefrieden absteigen, um dort einen schlechten Bohnenkaffee vorgesetzt zu bekommen . . . Dann würde aber ihr Blick bald auf das Schild fallen, das Ferdinand an der nahen Abzweigung der Dorfstraße anbringen lassen würde: „Zum Gast- und Pensionshaus F. Cordes. Großes Ausflugsetablissemang. Zimmer mit fließendem Wasser. Moderne Tanzdiele."

Er sprach langsam mit großem Ernst, besonders die letzten Worte.

„Tanzdiele . . .?" fragten Cordes Vater und Mutter wie aus einem bangen Munde.

„Jawohl, Tanzdiele . . .", sagte Ferdinand fest.

„Na ja, Tanzdiele . . .", sagte Mariechen leichthin und blickte mit ihrem selbständigen Auge aufmerksam auf den Schlips des Freiers. „Wenn schon, denn schon . . ."

Beim Abschied ward angeregt, daß Wolpers Vater und Mariechen recht bald das entstehende neue Anwesen in Kleindahle besichtigen möchten, und diese versprachen es gern.

In den kommenden Wochen gingen die Bauarbeiten flott vonstatten und Ferdinand half, wo er konnte. Die Frühjahrsbestellung litt darunter allerdings ein wenig — aber es war ja schließlich wichtiger, daß er beim Bau dabei war. Natürlich, es mußte doch jemand den Maurern auf die Finger sehen, damit das Werk der Zukunft recht gedieh, das schöne, große Haus mit den zwölf Zimmern im ersten Stockwerk, die neuen massiven Stallgebäude, durch welche, wie durch das ganze Haus, nunmehr die Wasserleitungsröhren gelegt werden sollten.

So weit war man nun schon, nach zehnwöchiger Arbeit, im Anfang des schönen Monats Mai: der Rohbau war fertig und das Richtfest wurde gefeiert. Es wurde gefeiert mit dem Fleisch eines Schafes zum Mittagessen, mit einem Faß Bier und einigen Kruken Schnaps. Alles war fröhlich, und nur der junge Bauer zeigte sich anfangs still und zerfahren.

Es war in der Frühe ein altes Weibchen auf seinen Hof gekommen — ach Gott, noch nicht einmal ein so sehr altes Weib, wenn man es richtig besah, ein kleines, behendes Wesen mit fixen, glänzenden Augen . . . Es war Köters Marie aus der Schafheide gekommen, von ihren Füchsen und Irrlichtern hatte sie sich einmal getrennt, um Cordes Ferdinand eine Botschaft zu bringen. Sie hatte ihn beiseite gezogen und ihm etwas zugeflüstert, was ihm gar nicht so recht angenehm war zu hören am heutigen Tage, und überhaupt wohl nicht . . . Köters Erna lag in Wehen und hatte nach Ferdinand verlangt in ihren Schmerzen.

„Was will sie denn von mir . . .?" fragte er kurz. „Sie hat ja, was sie braucht, sie kriegt auch noch das viele Geld."

„Was sie braucht . . . Sie hat doch keinen Mann — und sie hat doch einen gehabt. Sie hängt so an dir, Ferdinand, sie redet immerzu von dir, sie kann mit ihren Gedanken nicht von dir ab, und du, du kümmerst dich gar nicht um sie. Komm doch heute abend mal raus zu uns."

Er wandte sich brummend ab und ließ das Wichtelweibchen stehen. Er feierte das Fest seines eben gerichteten Hauses, er war zuerst etwas kleinlaut, aber dann sprach er heftig von der Zukunft und fürchtete sich doch vor der Gegenwart . . .

Am Abend, als alles stille geworden war, fürchtete er sich besonders davor, mit den Eltern in der Hütte allein zu bleiben und er beschloß, doch hinauszugehen in die Schafheide. Aber zuvor schlich er in die Räucherkammer und steckte ein paar Würste ein, um nicht ganz allein gehen zu müssen . . . Es schien ihm ein Trost, die armseligen Würste bei sich zu haben — so schrecklich war ihm der Gang . . .

Es war stockdunkel, kein Stern am Himmel, das letzte Scheibchen des abnehmenden Mondes war erst in später Nacht zu erwarten, wenn es sich überhaupt hindurchkämpfen würde durch dieses treibende Gewölk. Er hätte ihn gerne gesehen, den tröstlichen Mond, als er das Dorf nun hinter sich gelassen und die letzten Äcker passiert hatte . . . Es lag eine schwere, eine fühlbar dichte Finsternis über der Heide, es sang kein Vogel, es lebte kein Laut mehr von Mensch und Vieh, es glomm kein Lichtschein mehr aus dem lange versunkenen Dorf. Der Weg wurde wilder, sandig, zerfahren, durchwuchert in seiner ganzen Breite von dichten Büscheln des Heidekrau[ts,] über die sein Fuß manchmal strauchelte, wenn er nicht a[cht] gab . . . Wie wohnten diese Menschen weitab von aller Nachbarschaft, wie schauerlich einsam . . . Er dachte an Ernas Augen, in denen diese gleiche unwegsame Einsamkeit gelauert hatte, gerade dann, wenn sie ihn angelacht hatte . . . Nichts hatte ihn in die gastliche Wärme eines Herzens gerufen, nur ihren Leib hatte sie in lockende Nähe gestellt. Und er war so schwach gewesen, dem zu erliegen — er schämte sich in dieser Nacht seiner Schwäche, die er so teuer bezahlen mußte, auch mit diesem Gange bezahlen . . . Er dachte wieder an das, was er besessen hatte, und so fern, so groß erschien es ihm, daß er gar nicht begriff, wie ihm Linas Liebe hatte geschenkt werden können, wie er der Seligkeit jener Zeit hatte wert sein mögen. So unerreichbar schien ihm das alles, in dieser Nacht, daß er sich höhnisch von sich selber schied und von seinen eigenen, zur Qual gewordenen Erinnerungen: er grinste schlau über die Aussicht, eine Erbin wie Wolpers Mariechen zu gewinnen — das war wohl besser, als eine Magd zu freien und mit den eigenen Leuten in Unfrieden zu fallen . . .

In der Dunkelheit sah er von fern ein Licht — war das endlich der erste Schimmer der Köterei in dieser verwünschten, menschenfeindlichen Einöde . . .? Das flackerte und kam näher und wurde ferner und tauchte unter und kam wieder empor . . . Er lief nun dem Licht nach, und seine Schritte wurden freudiger — aber mit einem Mal erschrak er und hielt inne: er war in den weichen, saugenden Boden des Moors geraten und da merkte er auch, was es mit jenem Lichte auf sich hatte, das er von ferne sah . . . Es war ein Irrlicht auf dem Moor . . .

Fluchend drehte er um, erreichte den traurigen Weg wieder und nach etlichen Minuten stumpfen Vorwärtstrottens sah er das kleine erleuchtete Küchenfenster der Köterei aus dem Dunkel auftauchen . . .

Nun ist er in der Hütte, die er bislang nur von fern mit einem hochmütigen Lächeln betrachtet hat . . . Nun ist er Gast unter diesem Dache, ein Schuldner dieses verachteten Volkes.

Er steht in einer kleinen erbärmlichen Kammer und hört ein schweres Stöhnen, das unter dem Gebirge bunter Bettstücke hervordringt. Er sieht nicht hin nach der Stöhnenden, er bleibt an der Tür stehen und fühlt, wie ihm ein Stuhl an die Kniekehlen gerückt wird, da knickt er zusammen und setzt sich lautlos . . .

Neben dem Bett sitzt ein dickes altes Weib, Küsters Johanne, die Hebamme. Sie ist immer ein bißchen um das wimmernde Mädchen bemüht, bald rückt sie ihm die Kissen zurecht, bald wischt sie ihm den Schweiß von der Stirn, bald murmelt sie ihm beruhigende Worte zu:

„Man feste, Mädchen, los, stöhne man richtig . . . gut . . .“

Wenn die Wiederkehr der Wehen Erna den Leib zusammenpreßt, nickt sie zufrieden, sie ist ein altes Weib, gehärtet vom Anblick des Schmerzes und voller Ruhe. Dazwischen findet sie Zeit, ihr gleichmäßig plätscherndes Gespräch los zu werden:

„. . . und wie ich da Borgmeyers Mutter frage: na nu, frage ich, könnt ihr nicht mal ein reines Handtuch herkriegen . . ., da sagt sie: wir haben eben keine mehr da . . . Ich sage hernach, wie sie ins Bett gegangen ist, ich sage zu ihrem jüngsten Mädchen sage ich: nu schließe mal den Wäscheschrank auf . . . Da fragt mich das detsche Mädchen, welchen denn, wir haben doch sechse . . . Ich sage: man einen, sage ich . . . Und da geht sie mit mir auf den Korridor oben und schließt den ersten Schrank auf, und da sehe ich — was sehe ich da: an Stücker zwanzig Dutzend Handtücher, wo zehn Dutzend überhaupt noch nicht mal von angerührt sind, noch von der Aussteuer her, und dann waren im nächsten Schrank noch welche von der alten Borgmeyern her, wie die vor dreißig Jahren gefreit hat, da waren bei der Alten ihre Aussteuer auch noch ein paar Dutzend noch nicht mal aufgeschlagen . . . Ich sage: so sind sie nun, die Bauern, richtig heidnisch sind sie, das haben sie hier nun alles liegen, bloß damit sie es liegen haben tun . . . Als wenn sie nie im Leben unseren Herrn Jesus Christus seine Worte gehört hätten: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, die Rost und Motten fressen . . .“

Ein gelockertes Kichern prasselte sacht aus ihrer Brust, es war anzuhören, wie wenn man Kaffeebohnen in die Rösttrommel schüttet . . .

Die Gebärende richtete sich auf und erkannte Ferdinand. Sie streckte ihre Hand aus dem Bett heraus und winkte ihn heran. Ihre heißen Finger umklammerten seine starre schwere Rechte.

„Ferdinand — das hast du mir nun angetan . . . bloß, weil ich dich so gern hatte, muß ich dies nun alles aushalten . . .“

Er wollte vergehen vor Pein. Das Stöhnen, das jetzt aus ihrem Munde kam, war ihm wie eine Erlösung aus böser, hilfloser Qual . . . Er konnte ihre Hand nun fahren lassen . . .

Die Wehe dauerte lange, und Küsters Johanne war zufrieden. „Kommt bald . . .“, murmelte sie und bettete die müde Zurücksinkende zurecht.

Ferdinand glitt auf seinen Stuhl in der Ecke zurück; er hätte ein fettes Schwein hergegeben, wenn er nur diesen Raum jetzt hätte verlassen dürfen . . . Er spähte nach der Tür, die sich leise öffnete — Köters Marie huschte hinein und stellte sich neben ihn.

„O — das war furchtbar . . .“, flüsterte sie, „furchtbar war das, was sie da eben hat leiden müssen . . . Das kann ein Mann ja gar nicht wieder gut machen. Mit Geld ist ja sowas gar nicht zu bezahlen. So ein armes Mädchen, so ein fleißiges Mädchen — bloß, weil sie dich gern gehabt hat und auf deine Verführung gehört und ist gutmütig gewesen, bloß daderwegen muß sie nun solche Höllenqualen durchmachen und ihr Leben in Gefahr bringen.“

Ferdinand war, wie viele Bauern sind: hart in der Verleugnung eigenen und fremden seelischen Leides, aber weich und hilflos beim Gewahren körperlichen Schmerzes — hilflos bis zum unbezwingbaren Verlangen nach Flucht . . . So stand er jetzt auf. Aber das Wichtelweibchen an seiner Seite hatte Kraft genug, ihn zurückzudrängen auf seinen Stuhl:

„Bleib man . . . Das ist noch nicht zu Ende. Sie ist ruhiger, wenn du dabei bist . . .“

Er blieb tief innerlich stöhnend. Kaum saß er, hub eine neue Wehe an, eine furchtbare Schmerzentladung, die ihn schier von Sinnen brachte.

Küsters Johanne beruhigte die Mutter, Köters Marie bemühte sich liebreich um den Vater. Nach dem Verklingen des letzten Gewimmers begann sie wieder:

„Und dabei bloß fünfzehnhundert Taler für alle die Schmerzen, und wo das Kind bis zum vierzehnten Jahre bald das Doppelte braucht, und wenn es ein Junge wird, muß er dann noch in die Lehre gegeben werden, damit daß er mal als Maurer oder Zimmermann was vor sich bringt und nicht Knecht zu werden braucht . . . Nee — und denn bloß fünfzehnhundert Taler, wo der leibliche Vater Paläste hinbaut . . .“

Wieder begann das Stöhnen im Bett, die dichtere Folge der Wehen ließ auf eine baldige Geburt schließen. Wieder sprang Ferdinand auf. Doch in das beginnende Wimmern hinein ließ die Mutter der Schwangeren geschwind noch die Worte fallen: „Wenn du nun wenigstens noch siebzehnhundertfünzig wolltest sagen . . . Wo die ihr Leben riskieren muß, bloß durch deine Schuld, und wo du nun ein reiches Mädchen bald freien kannst, wie die Leute sagen . . . Willst du nun siebzehnhundertfünfzig Taler geben . . .?“

Das Stöhnen wurde lauter — dringlicher fragte das Weibchen:

„Willst du nun was drauflegen — wo du nun noch dazu so gut freist.“

„Ja, ja . . .“, sagte Ferdinand, er war zu Tode erschrocken, daß die durchtriebene Köterin seine neue Freite ins Spiel brachte . . .

Es war Ruhe im Raum. Die Hebamme sagte: „Paß auf, nun kommt es gleich . . . Man gut, daß der Vater dabei ist, nicht wahr, Erna . . .“

„Der Vater, der bleibt noch . . .“, rief Köters Marie, „dem Vater, dem tut das viel zu leid, das arme Mädchen . . .“

Die Hebamme wischte der Stöhnenden den Schweiß von der Stirn, aber auch der Vater zog sein großes, rotes Taschentuch und wollte den eigenen reichlich perlenden Schweiß trocknen, seine Hand zitterte sehr stark.

Und siehe — das sorgliche Mütterchen an seiner Seite nahm ihm das Tuch aus der Hand. Während die Hebamme die werdende Mutter bediente, war sie um den werdenden Vater besorgt und wischte ihm freundlich die Stirne.

„Siebzehnhundertfünfzig . . .“, sagte sie zärtlich, „das ist ja eigentlich auch noch kein Geld für so viel Schmerzen und du kannst bald siebzehn Jahre Unterhalt rechnen — ach wo, das reicht ja kaum aus . . . Und du bist fein raus und kriegst eine reiche Frau mit zehntausend Talern und später mal drei Höfe, deinen und Pahlmanns Hermine ihren und Wolpers Mariechen ihren und dann noch mal Geld von Wolpers Vater . . .“

Wieder ertönten Schmerzensschreie vom Bett her, dieses Mal lauter und wilder. Die Hebamme zeigte sich jetzt viel eifriger um die Stöhnende bemüht, die Mutter lief gleichfalls hinzu, beide Weiber beugten sich über das Bett, bis das Jammern verebbte. Dann kam Köters Marie wieder zu Ferdinand heran, gerade als er aufgestanden war und zur Tür hinausschleichen wollte.

„Bleib hier . . .“, sagte sie, „hast du denn gar kein Gefühl, siehst du nicht, was sie aushalten muß, und alles nur durch dich und denn alles für siebzehnhundertfünfzig . . .! Wo der Vater ein reicher Mann ist und ein Etablissemang mit Wasserleitung hinbaut . . . Und denn zehntausend Taler Mitgift, und die Frau darf hernach von nichts erfahren und ein

armes, ehrliches Mädchen sitzt da mit ihrem Kinde und hat die Schande und alles für siebzehnhundertfünfzig Taler . . ."

„Laß mich . . .", seufzte Ferdinand, völlig erschöpft, „ich kann hier ja doch nicht helfen, mir wird so schlecht . . ."

Er sah wahrhaftig jämmerlich aus, alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, der große Mann bebte am ganzen Körper . . . Jetzt, nach knapp zwei Minuten, begann das Mädchen wieder zu stöhnen . . .

„Auf Wiedersehen, Köters Mutter . . .", sagte er, „ich gehe nach Hause, ich muß an die Luft . . ."

Sie vertrat ihm den Weg:

„Ach du — nein, jetzt darfst du noch nicht gehen . . . Sieh an, wie unsere Erna sich abquält . . . Wenn du nun noch zweihundertfünfzig Taler zulegen wolltest, dann könnte sie ruhiger ihr Kind zur Welt bringen . . ."

Ein furchtbarer Schrei durchgellte den Raum, Ferdinands Knie zitterten, er lehnte sich an die Wand und schloß die Augen . . . Als es stille geworden war, hörte er ein zähes Gewisper:

„Sag zweitausend Taler, Ferdinand, sag zweitausend . . . dann hast du deine Ruhe und kannst jetzt nach Hause gehen . . Sag zweitausend . . .!"

Das letzte „zweitausend" war laut und fest aus dem Munde der Mutter gekommen, die Hebamme horchte auf und nickte, auch die Kranke hob hastig den Kopf.

„Ja ja ja . . .", ächzte Ferdinand und faßte in seine Taschen, als ob er die zweitausend Taler daraus hervorwühlen könnte . . . Aber es kamen nur die zwei Würste zum Vorschein, er war halb von Sinnen . . .

„Na, laß man . . .", sagte Köters Marie, indem sie ihm nichtsdestoweniger geschwind die Würste abnahm, um sie auf die Kommode zu legen, „also Küsters Johanne hat es ja nun gehört und Erna wohl auch, daß du mit zweitausend Talern deine Schuldigkeit an deinem Kinde tun willst. Nun kannst du ja auch mit besserem Gewissen Wolpers Mariechen freien . . ."

„Jawohl . . . ja ja . . .", murmelte Ferdinand, „auf Wiedersehen . . ."

Er stürzte in die nächtliche Heide hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Heinzelmännchen.

Und wenn ihr glaubt, sie sind nicht mehr,
Dann seid ihr arm — und irrt euch sehr . . .!

Früher — es ist wohl schon lange her —, da kamen sie immer mit einem Holterdiepolter angerückt. Im Kinderzimmer war die große Petroleumampel bis auf ein kleines blaues Lichtlein zurückgedreht, und dann war's so schummerig — so wie es eben die Heinzelmännchen brauchten, um sich richtig daheim zu fühlen.

Für Heinzelmännchen war's bei mir schon seit jeher immer gemütlich. Man mußte nur ihre kleinen Schwächen kennen. Ein Stübchen nach ihrem Geschmack mußte immer ein bißchen wild und unaufgeräumt aussehen. Dort ein Schulbuch, da ein Indianerheft — und die Schuhe durften ja nicht beieinanderstehen, denn einen Buben, der gar so pedantisch war, liebten sie nicht. Dem waren sie ja auch entbehrlich, der brauchte sie nicht. Ich aber wäre ohne helfende Heinzelmännchen glatt verloren gewesen, ich brauchte sie — und könnte es mir heute noch nicht vorstellen, was aus mir geworden wäre, wenn sie mir nicht so oft aus der Patsche geholfen hätten.

Wohl fast immer hat mich irgend eine kleine Schuld gedrückt und wenn ich abends schlafen ging, dann klopfte manchmal mein Herz bis in die Fingerspitzen, und immer hockte eine kleine Angst vor dem nächsten Tag in mir . . .

Denn wenn's zur Schule ging, vor dem Frühstück, da hieß es, sich immer zuerst dem Herrn Vater zeigen. Und da mein Vater kein gewöhnlicher Vater, sondern ein Vater in einer blitzblanken Uniform war — ein Vater, der silberne Litzen und eine silberne Achselspange trug und grimmigen, bärtigen Männern befahl, „gegen Diebsvolk, überhaupt gegen alle gegen die öffentliche Sicherheit und Ordnung verstoßenden Personen mit aller Strenge des Gesetzes vorzugehen"!

So einen ganz ungewöhnlichen Vater hatte ich. Kein Stäubchen kam ihm aus, kein Tintenfleck — und schon gar einen Riß verheimlichen wollen, das wäre keinem Old Shatterhand, keinem Winnetou gelungen, noch weniger mir, der ich ja im Geist und in meinen Knabenträumen noch ein ganz kleiner, unbedeutender Waldläufer war.

Wie oft stand ich da mit noch ganz schlafheißem Atem und dem fürchterlichen Wissen, daß — ganz rückwärts am Hosenboden — allerdings etwas weiter unten — mehr innen —, so daß man beim Gehen gar nicht, erst beim Laufen . . . den Riß bemerkte.

Aber mein Uniformpapa wußte es immer, und je inniger ich mit der Hand jene Stelle zu beschatten versuchte, desto sicherer — hatten die Heinzelmännchen das Loch zugenäht.

Ach, da fiel mir immer ein lustiges Seufzerlein ins Frühstück, und wie gut mir dann alles schmeckte. Ganz brav löffelte ich — und Mutter lächelte auch immer in ihre Tasse. Und wenn ich dann beim Fortgehen war, dann fragte sie: „Waren wieder Heinzelmännchen da?"

„Ja, Mutti!" sagte ich, und küßte sie schon wieder glücklich und übermütig . . .

Aber dann bin ich so wie die anderen auch groß geworden, hab' mich riesig gescheit gefühlt, hab' die Schuhe immer schön zusammen gestellt, Karl May, die Indianer und Heinzelmännchen vergessen.

Auch Mutti ist inzwischen fortgegangen, weit fortgegangen — auf immer!

Vieles ist inzwischen anders geworden.

Damals wuchs doch noch ab und zu zwischen den Pflastersteinen ein kleines, schlankes grünes Gräschen, ein „Liebst-du-mich-oder-nicht?-Blümchen"; und der Schnee blieb über den ganzen Winter rein und weiß. Schlitten klingelten, selbst der Milchmann hatte einen und kam für meine Begriffe wie ein hoher Herr angefahren. Und obwohl meine Welt damals so klein war und nur das Schulhaus, die Kirche mit den farbigen Fenstern, einige kleine Gäßchen und die große Spielwiese darin Platz fanden, so war sie trotzdem schöner als heute, da ich weiß, daß es fünf Kontingente, Häuser aus Glas und Stahl, unendlich viel blaues Meerwasser, grüne Inseln und noch viel nicht Zählbares anderes in ihr gibt. Damals war meine Welt bestimmt schöner!

Wenn heute der junge Wiesenwind in die Doldenwunder der Blumen bläst und wie ein richtiger Zigeuner die kleinen Samenkinder entführt, sie in seiner wirbelnden Laune der großgewordenen Stadt verschenkt, dann finden diese armen Sklavenkinder nur glatte Hauswände und einen unbarmherzig harten Boden, verdursten, vertrocknen, werden von eiligen Menschen zertreten, werden Staub im vielen Staub! Und kein Körnchen erlebt die heilige Minute seines Erblühens!

Die Stadt kennt keine heiligen Minuten, hat keinen Atemzug für wahre Andacht übrig!

Wie oft erschrecken selbst wir vor dem häßlichen Lärmgekreisch und sollten es doch schon gewohnt sein. Daher ist's ja gar kein Wunder, daß die Heinzelmännchen noch scheuer geworden sind. Und daß sie gestern nach langen Jahren doch wieder einmal zu mir gekommen sind, ist wohl nur dem Zufall zu danken, daß es in der Lichtleitung des Hauses einen Kurzschluß gab.

Eben um Mitternacht.

Nur ein bißchen Mondschein blieb mir im Stübchen, aber viel zu wenig, um meine Arbeit fertigmachen zu können. Ich, dachte ich mir, jetzt wär's gut, ein Kerzlein anzuzünden . . .!

Um dieses zu finden, kramte ich in einem alten Pack, von dem ich wußte, daß noch einige Weihnachtskerzen von Muttis Christbaum drinnen seien.

Die kleine rosafarbige Kerze gab so ein zartes Licht und so einen weichen Schimmer und duftete ganz nach Weihnachten. Und so konnte ich erst recht nicht schreiben, weil ich zu viel an meine Mutter denken mußte. Vom Bett aus schaute ich in das flackernde, goldige Lichtlein — dachte wohl auch ab und zu an meine Arbeit, die ich machen mußte, weil ich deren früheres Original unauffindbar verlegt hatte, vergaß sie aber immer wieder beim Schauen ins goldige Lichtlein . . .

Immer tiefer brannte die Kerze. Auf der Tasse schwammen rosarote Wachstränen, dann neigte sich der Docht ein ganz klein wenig — und das Lichtlein flammte manchmal blau, manchmal gelb

*Ich habe bestimmt nicht geträumt.*

*Ganz deutlich habe ich gesehen, wie auf einmal hinter* meinem eisernen Sparöfchen zwei Heinzelmännchen leise hervorschlichen. Beide hatten knallrote Wämser, blaue Zipfelmützen und schrecklich lange graue Bärte. Wohl aber lustige Augen, so wie ich schon lange keine mehr gesehen hatte. Und der eine flüsterte dann zum anderen: „Du, schau! Jetzt hab' ich immer geglaubt, bei einem Dichter müßte auch das Geld immer dichter beieinander liegen! Der da hat aber wahrhaftig nur 10 Groschen in seinem Säckel...“

„Geschieht ihm ganz recht!“ sagte der andere. „Was tut er denn auch? Den ganzen Tag herumsinnieren, Geschichten schreiben, die dann die anderen Leute von der Arbeit aufhalten!“

Darauf hab ich mich ganz beschämt an die Wand gedrückt und bin wirklich eingeschlafen.

Und in der Frühe?

Bitte, ich sage es allen Ernstes, weil die anderen ja doch wieder behaupten werden, daß das verloren gegangene Original im Paket bei den Weihnachtskerzen gewesen sei und nur durch das unverhoffte Öffnen desselben zu Boden flattern konnte, so daß ich in der Morgenfrühe auf alle Fälle darüber stolpern mußte.

Gut, selbst wenn ich dieses zugeben müßte, so kann ich aber doch nie zugeben, daß ein Doppelschilling auch flattern kann. Der lag nämlich daneben. Es war der gleiche Doppelschilling, den ich schon vor Monaten verloren hatte, der ganz gewiß nicht in dem Paket war, höchstens in einer Falte des alten Anzuges, den ich nach Streichhölzern durchsuchte.

Aber da ja ein Schilling nicht flattern, sondern nur rollen kann, ich aber kein Rollen gehört habe, so können es also nur die Heinzelmännchen gewesen sein, die ihn herausgefischt und hingelegt haben.

Punktum! Basta!! Schluß!!! Und kein Wort rede ich mit dem, der es mir nicht glaubt.

---

## Abschied.

**Von Kurt Varges.**

Still und heimlich, wie der Frühling von dannen zog, um der Glut des Sommers, seiner Wirklichkeit Platz zu machen, ging ich von dir. Still und heimlich sandte ich einen Gruß an dein Fenster, schaute in deinen Garten, sprach mit deinem Hund und deiner Gartentür und zog von dannen. Glaub mir, Ilse, ich bin nicht undankbar. Ich kenne deine Seele und weiß um deine seelischen Spannungen, um deine innere Ungleichheit, deine Zügellosigkeit, deine Sprunghaftigkeit. Jetzt fühle ich, daß du dich in deiner erzwungenen Atmosphäre nicht zurecht finden kannst, daß du alle Fesseln sprengen willst! Du möchtest studieren: Griechisch, Musik und auch Kunstwissenschaften. Dein Vater will es nicht; er möchte seine schützende Hand über dich ausbreiten, möchte deine Seele, deine Kindergeschichten, deinen Puppenwagen behalten, dein Leben schön und zart gestalten und deinem wissenden Busen neue Liebe einflößen.

So oft wir uns sahen und den kühlen Tropfen edelsten Stoffes schlürften, so oft ich deine Hand, dein Auge und deinen Mund berührte, spürte ich das Ticken deines Herzens, deiner Ungeduld. Du weißt ja, daß man nicht auf die Universität gehen muß, um seinem Herzen, seinem Geist, seiner innersten Regung zu genügen. Nein, gehe hinaus in die Natur, in euren Park und nimm dir einen lyrischen Gedichtband, nimm Rudolf G. Binding, nimm den Opfergang oder die Reitvorschrift. Lese genau, was der Dichter sagt, wie die Dichtung selbst gepriesen wird, wie sie in das Herz dringt, wie sie dich aufmuntern will. Und darauf kommt es doch an! Ilse, nimm ein schönes Bild in die Hand oder einen griechischen Text! Dann kannst du innerlich zu deinem Recht kommen und deinen Geist im Gleichgewicht halten. Auf der Hochschule bist du doch nur ein Glied in einer nichtssagenden Kette; du begibst dich in die Hände eines Meisters und huldigst — weil es an der Ordnung ist — einem ästhetischen Formalismus; du analysierst ein Gedicht nach seiner Breite und Tiefe und sinnst und denkst, sprichst von der metaphysischen Schuld und von den Wesenheiten der Geistesrichtung deines Meisters. — Und wo bleibt dein Ich, deine *eigene Meinung*, deine Liebe — letzte, reife, innere Liebe zur Kultur?

Das ist doch das Schöne, Reine, Wahre unserer Weltanschauung, daß wir mit allem billigen Formalismus, mit Bildungsfimmel und Äußerlichkeiten aufräumten! Wir bedanken uns, Ilse, für den toten Bildungsdünkel. Wenn du dich an deinen rundgewölbten Tisch setzt und das Licht auf deinen Gedichtband leuchten läßt, dann hast du das Gefühl, selbst einen Gedanken zu fassen und zu kritisieren. Dann spürst du einem Verse nach und zählst die Strophen, dann reimst du selber und schreibst über das Leben, über die Liebe, über Tändeleien und Kleinigkeiten, über Ziele und Aufgaben der Literaturwissenschaft. Nicht wahr, Ilse, darüber haben wir lange gesprochen, haben immer wieder die späten Abendstunden dazu benutzt, um in die letzten Sphären des geistigen Eigenlebens zu steigen. — Du bist weit von mir. Du lebst im langweiligen Mittelgebiete mit Zuckerrüben und Flachland; ich atme die Atmosphäre des Rheins mit seiner wohligen Sinnlichkeit und dem Schönklang, mit der Unruhe des Stromes und dem schönen Gefühl des Sich-Hingebens, der Leichtigkeit, Zufriedenheit und Geborgenheit. Ich spüre deinen Atem. Aber glaub es mir, kleine Ilse, ich weiß, daß dich Dünkel und Überschätzung plagen, die in deinem Hause groß sind. Löse dich von dieser ziellosen Lebensweise, bleibe deinem Charakter treu und vertraue auf den Dichter, der dir die Sorgen und Lasten deines Alltages nimmt und dich in das Reich der Vollkommenheit führen will. So wird deine Seele ganz in das Reich der ewigen Sehnsucht geführt werden.



## Bunte Chronik



**Das Ende des Scheidungsparadieses.**

Sowie Gretna Green den Ruf genoß, das Dorado aller derer zu sein, die rasch und sicher ihre Ehe schließen wollten, so konnte bisher Mexiko dem Ruhm für sich in Anspruch nehmen, das Paradies der Ehescheidungen zu sein. Die notwendigen Formalitäten waren hier so außerordentlich einfach, die ganze Scheidung vollzog sich so schnell und schmerzlos, daß eine wahre Völkerwanderung der scheidungslustigen Amerikaner nach den mexikanischen Grenzstädten ganz und gebe war. Die am meisten in Aufnahme gekommenen mexikanischen Städte erfreuten sich eines blühenden Fremdenverkehrs. Die Hotels waren überfüllt, Handel und Wandel blühten. Wenn man schon im allgemeinen in Amerika mit der Scheidung schnell bei der Hand ist und daraus nicht entfernt soviel Aufhebens macht wie im alten Europa, so gehörten zu den besten Kunden der mexikanischen Scheidungsstädte die Filmstars, bei denen ja recht oft Trauung und Scheidung nahe beieinanderlagen. War die Hochzeit unter eifrigem Rühren der Reklametrommel vor sich gegangen, so sah man bald ein, daß ein längeres Zusammenleben unmöglich sei, und eifrigst wurde die Scheidung betrieben, die ja ihrerseits wieder einen neuen guten Reklameanlaß bot. Und wie einfach war die Scheidung durchzuführen. Man bestieg den Zug nach Mexiko, erledigte hier die notwendigen Frmalitäten — und schon nach wenigen Stunden war man aller Ehefesseln los und ledig. Ja, die mexikanischen Behörden hatten in letzter Zeit noch eine ganz besondere Erleichterung für die Scheidungslustigen gefunden: die Scheidung auf brieflichem Wege. Es genügte schon, die erforderlichen Papiere einzusenden, und die Scheidung wurde vollzogen. Nun ist der Traum vom Scheidungsparadies ausgeträumt. Es geht nicht mehr so rasch mit dem Scheidenlassen. In Zukunft wird sich jeder erst ein halbes Jahr lang in Mexiko aufhalten müssen, ehe seine Ehe geschieden werden kann. Die Besitzer der Hotels in den Grenzstädten machen bestürzte Gesichter: Wer wird einer Scheidung wegen auf ein halbes Jahr herüberkommen? Welch Amerikaner wird so die Zeit vergeuden, die doch für ihn Geld ist? Noch bestürztere Gesichter aber werden die Filmstars machen. Wo ist ein neues Scheidungsparadies? Man wird sich jede neue Heirat zehnmal überlegen müssen, wenn man damit rechnen muß, daß sie erst nach einem halben Jahr geschieden werden kann...

---

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann. T. z o. p., beide in Bromberg.